

*Noyan Dinçkal*

## **Remaskulinisierung durch Technik?**

**Rehabilitation und Kriegsbeschädigung in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft**

### **1. Zwischen Symbol- und Sozialpolitik**

Die Überzeugung, dass in den Kriegen des 20. Jahrhunderts ein bislang unbekannter Vernichtungsgrad erreicht wurde und mit ihnen die Entwicklung zum totalisierten Massenkrieg einherging, liegt in den beiden Weltkriegen begründet. Nicht ohne Grund hat Michael Geyer diese als „Kriege der gesellschaftlichen Vernichtung“ charakterisiert, als neuartige „Menschheits-Katastrophen“, die sich nur noch als die „Geschichte der [...] Traumatisierung Europas und der europäischen Moderne“ untersuchen ließen<sup>1</sup>. Zu diesen Katastrophenerfahrungen des 20. Jahrhunderts gehörte, dass in den Weltkriegen nicht nur eine in diesem Ausmaß ungekannte Anzahl von Menschen getötet wurde, sondern auch, dass eine ebenfalls in diesem Ausmaß bislang ungekannte Anzahl von Menschen psychische oder physische Verletzungen davontrug.

In Westdeutschland lebten Anfang der 1950er Jahre etwa 1,5 Millionen kriegsbeschädigte Menschen, die, abgesehen von den zahlreichen zivilen Verletzten und Opfergruppen des Nationalsozialismus, in der Hauptsache männlich, zwischen 20 und 50 Jahre alt und ehemalige Angehörige militärischer Formationen des NS-Staats waren<sup>2</sup>. Diese Kriegsbeschädigten waren ein öffentlich sichtbares Emblem von Gewalterfahrung, Verstümmelung, Krieg und Niederlage. Mit den Kriegsheimkehrern und den Vertriebenen repräsentierten sie jene Gruppe der ehemaligen „Volksgemeinschaft“, die sich vergangenheitspolitisch vergleichsweise leicht in die „Rhetorik der Selbstviktimalisierung“ einreihen ließen<sup>3</sup>.

Für die Reputation der Kriegsbeschädigten und die Wahrnehmung ihrer Verwundungen als äußerliche Zeichen männlich gedachter Tap-

<sup>1</sup> Michael Geyer, Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, in: *Mittelweg* 36 4 (1995), S. 57–77, hier S. 72.

<sup>2</sup> Vgl. Berthold Mikat, Die Kriegsbeschädigten im Bundesgebiet, in: *Wirtschaft und Statistik* 3 (1951), S. 50–54, hier S. 53.

<sup>3</sup> Frank Biess, Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer. Kriegsheimkehrer in Ost- und Westdeutschland, 1945–1955, in: Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterver-*

ferkeit und Opferbereitschaft ist die Verwissenschaftlichung „körperlicher Abweichung“ im 20. Jahrhundert wesentlich. Die Kriegsbeschädigung war eben nicht ohne weiteres auf Veranlagung zurückzuführen, weswegen Kriegsbeschädigte in der Regel der biopolitischen Einordnung als „Degenerierte“ entgingen. Dies galt jedoch nicht zwangsläufig für psychisch Verletzte, deren Erkrankung auch auf individuelle Dispositionen zurückgeführt wurde<sup>4</sup>. Aus diesem Grund fanden diese in keiner Weise die gleiche Anerkennung wie Kriegsbeschädigte mit amputierten Gliedmaßen<sup>5</sup>. Allerdings war die Wahrnehmung von Kriegsbeschädigten keineswegs so eindeutig, wie es diese Leseart suggeriert. Hier muss zwischen dem Appellcharakter der diskursiven Aufwertung und der tatsächlichen Behandlung unterschieden werden. Der kriegsbeschädigte männliche Körper wurde sowohl in ästhetischer als auch in physiologischer Hinsicht auch als ein dysfunktional-abnormer Körper wahrgenommen. Infolgedessen avancierten Kriegsbeschädigte zu Objekten moralischer Polarisierungen, die diese – wissenschaftlich gestützt – in „gute“, arbeitsame und unauffällige und in „schlechte“, parasitär vor sich hinlebende Männer einteilten.

Die Anwesenheit der Kriegsbeschädigten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft stellte also ein wichtiges symbolpolitisches Problem dar. Sie waren jedoch nicht nur verkörperte Zeichen einer traumatischen Kollektiverfahrung. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit ihren Gewalterfahrungen und Verletzungen – so die Ausgangshypothese dieses Beitrags – ging auch mit der Formulierung von Männlichkeitsidealen einher. Ehemalige Wehrmachtssoldaten sollten in zivile Staatsbürger transformiert werden, gleichzeitig aber konnten Kriegsbeschädigte gewisse Ideale hegemonialer Männlichkeit wie etwa des Ernährers, Beschützers und Versorgers häufig nur ansatzweise ausfüllen, weswegen sie grundsätzlich auch immer als defizitär markiert waren. Die Kriegsbeschädigung verwies in diesem Sinne auf einen Männlichkeits-„Makel“.

hältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a.M./New York 2002, S. 345–365, hier S. 345.

<sup>4</sup> Vgl. Svenja Goltermann, Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg, München 2011.

<sup>5</sup> Vgl. Maren Möhring, Kriegsversehrte Körper. Zur Bedeutung der Sichtbarkeit von Behinderung, in: Anne Waldschmidt/Werner Schneider (Hrsg.), Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld, Bielefeld 2007, S. 175–197, hier S. 178.

## 2. Die makelbehaftete Männlichkeit der Kriegsbeschädigten ...

... stand in einem Kontrast zum Bild des „hypermaskulinisierten“ und militarisierten NS-Frontsoldaten<sup>6</sup>. Wie Thomas Kühne herausgearbeitet hat, erlebte die Glorifizierung des heldenhaften Soldaten und damit einhergehend die konstitutive Geltung soldatischer Männlichkeit während des Dritten Reichs eine Renaissance<sup>7</sup>. Hinzu kommt, dass – auch wenn der versehrte Soldatenkörper nicht ohne weiteres in das ideologische Bild des Nationalsozialismus passte – die Kriegsbeschädigten in der NS-Verbandspresse zu Objekten einer (Re-)Modellierung des heldischen Soldatenkörpers avancierten. Vor allem Nils Löffelbein hat in diesem Zusammenhang betont, dass sichtbare Kriegsfolgen wie Amputationen und Prothesen kaschiert und starke körperliche Behinderungen ausgebendet wurden<sup>8</sup>.

In der Bundesrepublik ließ sich diese Verbindung von Männlichkeit und Militär nicht mehr ohne weiteres aufrechterhalten. Das hat nicht nur damit zu tun, dass die Kriegsbeschädigten für jeden sichtbar das Ideal des starken, gepanzerten Soldatenkörpers unterliefen, sondern auch damit, dass der nationalsozialistische Krieg, aus dem die Soldaten beschädigt heimkehrten, öffentlich diskreditiert war<sup>9</sup>. Orientierung boten zivile Facetten der Männlichkeit, die sich mit der Trias Väter, Ehemänner, Ernährer beschreiben lassen, wobei diese Rollenzuschreibungen nicht zwangsläufig deckungsgleich mit den Wünschen und Hoffnungen der Betroffenen selbst gewesen sein müssen. Dennoch war die sogenannte Remaskulinisierung in Westdeutschland vor allem geprägt von einer sukzessiven Abkehr von rein militärischen Vorstellungen von Männlichkeit und der Hinwendung zu dem Ideal eines starken und verständnisvollen Vaters als Oberhaupt der Fami-

<sup>6</sup> Vgl. Paula Diehl, Macht – Mythos – Utopie. Die Körperbilder der SS-Männer, Berlin 2005; James Anthony Mangan (Hrsg.), *Shaping the Superman. Fascist Body as Political Icon. Aryan Fascism*, London/Portland 1999.

<sup>7</sup> Vgl. Thomas Kühne, „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a.M./New York 1996, S. 174–192.

<sup>8</sup> Vgl. Nils Löffelbein, Ehrenbürger der Nation. Die Kriegsbeschädigten des Ersten Weltkriegs in Politik und Propaganda des Nationalsozialismus, Essen 2013, S. 200f.

<sup>9</sup> Vgl. den Beitrag von Sabine Schleiermacher in diesem Band.

lie<sup>10</sup>. Die damit verbundene Rekonstruktion und „Wiedervervollständigung“ der Familie diente gleichzeitig der moralischen und sexuellen Stabilisierung der Nachkriegsgesellschaft<sup>11</sup>. Der Umgang mit Kriegsbeschädigten war also an Ideale von Männlichkeit geknüpft, die sich zumindest partiell von vorangegangenen Männlichkeitsbildern unterschieden. Doch stellte die Versehrung männliche Selbstentwürfe und Identitätsvorstellungen in Frage, und zwar sowohl die militärischen, als auch die zivilen. Die Kriegsbeschädigung führte zum Verlust herkömmlicher körperlicher Gewissheiten, die als unmittelbar zugehörig zur männlichen Identität galten und mit einer männlich gedeuteten Funktions- und Leistungsfähigkeit verknüpft waren: die Fähigkeit zur körperlichen Arbeit und die Unabhängigkeit im Alltag<sup>12</sup>.

Damit einhergehend war auch die Rehabilitation der Kriegsbeschädigten stets an spezifische Männlichkeitsvorstellungen geknüpft, wobei die Prothetik eine wichtige Rolle spielte. Von zentraler Bedeutung ist hierbei, dass die Prothetik nicht heilte, sondern Verbesserungsangebote an das Selbst bereithielt. Die Prothese als Artefakt an der Schnittstelle von Körper und Technik war ein Zwischenglied zwischen körperlicher Behinderung und der Überwindung körperlicher Einschränkung, indem sie den Individualkörper mit jeweiligen gesellschaftlichen Leistungs- und Normierungserwartungen kurzschnitt<sup>13</sup>. Folglich symbolisierten Prothesen nicht nur eine Politik der Rehabilitation, die im Wiederaufbau ihren Versorgungspflichten gegenüber den Veteranen nachkam. Sie standen auch für die Bemühungen zur Sicherstellung einer ins Wanken geratenen Geschlechterordnung mit dem Mann als erwerbstätigem Familienoberhaupt, was nach 1945 mit

<sup>10</sup> Vgl. Uta G. Poiger, Krise der Männlichkeit. Remaskulinisierung in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften, in: Klaus Naumann (Hrsg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 227–263, hier S. 236f. und S. 263, sowie den Beitrag von Till van Rahden in diesem Band.

<sup>11</sup> Vgl. etwa Robert G. Moeller, Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany, Berkeley 1993.

<sup>12</sup> Am Beispiel des Ersten Weltkriegs vgl. Sabine Kienitz, Körper-Beschädigungen. Kriegsinvalidität und Männlichkeitskonstruktionen in der Weimarer Republik, in: Hagemann/Schüler-Springorum (Hrsg.), Heimat-Front, S. 188–207, hier S. 194.

<sup>13</sup> Vgl. Karin Harrasser, Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität, in: Body Politics 1 (2013), S. 99–117; Sabine Kienitz, Prothesen-Körper. Anmerkungen zu einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), S. 137–162.

einer „freiwilligen“ Räumung innerfamiliärer Machtpositionen von Frauen einhergehen konnte<sup>14</sup>.

### 3. Rehabilitation und Prothetik

In der Rehabilitation tritt das Spannungsverhältnis von hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen und Kriegsschädigung besonders markant hervor. Bei den Bemühungen zur zivilen Remaskulinisierung der Kriegsbeschädigten war Arbeit von zentraler Bedeutung, wobei allerdings die Bereiche Arbeit und Familie ineinander verwoben waren. Für viele Kriegsbeschädigte war aufgrund eingeschränkter Arbeitsoptionen und fehlender sozialer Aufstiegschancen das gesellschaftlich fest verankerte Ideal des Ernährers und Familienvaters schwer zu erfüllen. Und hier setzten eben jene Maßnahmen der Rehabilitation ein, die auf eine „körperliche Wiederherstellung“ der Kriegsbeschädigten zielten. Die Prothetik als medizintechnischer Komplex, in dem sich auch die Konturen eines moralisch legitimierten Modells der Steuerung von Individuen abzeichneten, war ein wichtiger Bestandteil dieser „Wiederherstellung“. In den Selbstdarstellungen der Prothesenforschung und -hersteller stellten Orthopäden und Mediziner ihre Tätigkeit etwa als Teil einer Bemühung um Humanisierung dar, die die Erlösung des kriegsbeschädigten Mannes aus einem – wie es 1965 in der Zeitschrift „Rehabilitation“ hieß – „drohnenhaft, parasitären Leben“ versprach<sup>15</sup>. So stand die Prothese nicht allein für die Überwindung eines gesellschaftlich negativ konnotierten Zustands; sie erschien darüber hinaus auch als Zeichen männlicher Leistungsbereitschaft sowie als technisches Mittel zur Aufrechterhaltung geschlechtertypischer Familienrollen.

Wenn man sich die Erwerbsbiografien von Frauen und Männern in den ersten beiden Dekaden nach 1945 ansieht, so stellt man fest, dass das Leitbild des männlichen, voll erwerbstätigen Familiennählers einen merklichen Aufschwung erlebte<sup>16</sup>. Die Definition der Kriegsschä-

<sup>14</sup> Vgl. Elizabeth Heineman, Complete Families, Half Families, No Families at All: Female-Headed Households and the Reconstruction of the Family in the Early Federal Republic, in: CEH 29 (1996), S. 19–60.

<sup>15</sup> Werner Boll/W. Sänger, Ein neuer Weg zur Wiedereingliederung Behindter, in: Die Rehabilitation 4 (1965), S. 12–21, hier S. 12; vgl. auch Christine Wolters, Ärzte als Experten bei der Integration Kriegsbeschädigter und Kriegsversehrter nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, in: NTM 23 (2015), S. 143–176.

<sup>16</sup> Vgl. Robert G. Moeller, Heimkehr ins Vaterland: Die Remaskulinisierung Westdeutschlands in den fünfziger Jahren, in: MGZ 60 (2001), S. 403–436.

digung als Unfähigkeit zur Erwerbsarbeit war entsprechend männlich gedacht, ebenso Rehabilitationsstrategien zur Eingliederung durch Erwerbsarbeit<sup>17</sup>. Und auch die Konstrukteure konzentrierten sich auf die Entwicklung von Prothesen für männliche Erwachsene, die damit wieder ins Erwerbsleben integriert werden sollten. Es war der männliche, erwachsene und amputierte Kriegsbeschädigte, der den „Ideal-klienten“ für die Rehabilitation der frühen 1950er Jahre darstellte<sup>18</sup>.

Dies ist sicherlich kein für die Nachkriegszeit spezifischer Umstand, denn insgesamt war im 20. Jahrhundert die Entfaltung von Technologien der „Wiederherstellung“ körperlicher Fähigkeiten in der Hauptsache durch die Erfahrungen von Männern in militärischen Zusammenhängen geprägt. Auch nach 1945 tauchten Frauen in diesem Kontext kaum auf, nicht zuletzt weil sie schlicht weitaus seltener erwerbstätig waren als Männer<sup>19</sup>. In den wenigen Fällen, in denen sie Gegenstand von Prothesendiskursen waren, galt ihre Versorgung mit einer „kosmetischen“ Prothese als selbstverständlich. Bei den weiblichen Patienten sei ein – so der Mediziner Otto Boos 1959 – besonders „verständnis- und rücksichtsvolles Vorgehen“ erforderlich, weil sie mehr noch als die Männer auf einen „kosmetischen Eindruck bedacht“ seien<sup>20</sup>. Die funktionelle Anpassung an Arbeitsabläufe durch eine Prothese wurde bei ihnen nur selten in Betracht gezogen; stattdessen gab man etwa dem sogenannten Schmuckarm den Vorzug<sup>21</sup>. Während bei männlichen Kriegsbeschädigten das Ziel der Prothetik vor allem die

<sup>17</sup> Vgl. Wolfgang Faubel, Die Rehabilitation der Amputierten, in: Verhandlungen der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft. 47. Kongreß, 8.–11. 9. 1959 in Würzburg, Stuttgart 1960, S. 426–432 (Beilagenheft der Zeitschrift Orthopädie 93).

<sup>18</sup> Vgl. hierzu Elsbeth Bösl, Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, Bielefeld 2009, S. 147.

<sup>19</sup> Vgl. zur prothetischen Versorgung von Frauen etwa Kirsten E. Gardner, From Cotton to Silicone: Breast Prosthesis before 1950, in: Katherine Ott/David Serlin/Stephen Mihm (Hrsg.), Artificial Parts, Practical Lives. Modern Histories of Prosthetics, New York 2002/London, S. 102–119.

<sup>20</sup> Otto Boos, Rehabilitation von Ohnhändern, in: Hefte für Unfallheilkunde 60 (1959), S. 77–94, hier S. 85.

<sup>21</sup> Vgl. beispielsweise Heinz Rüther, Arm- und Handprothesen, in: Verhandlungen der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft. 39. Kongreß, 6.–8. 9. 1951 in Heidelberg, Stuttgart 1952, S. 172–180, hier S. 173 (Beilagenheft der Zeitschrift Orthopädie 81). Als Überblick zur „kosmetischen“ Prothese vgl. Elizabeth Haiken, The Development of Cosmetic Prosthetics, in: Ott/Serlin/Mihm (Hrsg.), Artificial Parts, S. 171–198.

Wiederherstellung und die Sicherung der beruflichen Existenz war und sie sich somit an Leistung und Erwerbsarbeit orientierte, sollte die Prothese bei Frauen mit amputierten Gliedmaßen in der Hauptsache die Funktion der „Täuschung“ erfüllen, um den Eindruck des Normalen zu erzeugen.

#### 4. Arbeit und Alltag

Zweifellos haben wir es bei der Rehabilitation der Kriegsbeschädigten mit einer deutlich vom Arbeitsparadigma geprägten, funktionellen Anpassung des männlichen Körpers zu tun. Was das Motiv der Anpassung angeht, müssen allerdings zwei Ebenen unterschieden werden. Denn auch wenn das Ziel der Integration in das Erwerbsleben dominierte, ging es um mehr, wie schon die Vielschichtigkeit des Arbeits- und Funktionsbegriffs zeigt. Wenn man Arbeit und Alltagshandlungen zusammendenkt, so fällt in den medizinischen Wortmeldungen die Beschwörung des Bilds vom hilflosen, in den kindlichen Zustand zurückversetzten Mann auf, der abhängig von Frauen vor sich hinvegetiere. Geradezu paradigmatisch ist der Einwurf des Orthopäden Hopf, einem der Entwickler der pneumatischen Prothese, aus dem Jahr 1956, der von „Ohnhänder[n], besonders solche[n] aus dem letzten Kriege“ schrieb, die sich „im Laufe der Jahre daran gewöhnt“ hätten, „in den primitivsten menschlichen Verrichtungen von der Hilfe anderer abhängig zu sein“, wobei andere in diesem Kontext Mütter oder Ehefrauen meinte. Nach und nach sei ihnen dadurch „jede Empfindung für einen nützlichen Daseinszweck“ abhandengekommen<sup>22</sup>.

Die Wendung „nützlicher Daseinszweck“ bezog sich in diesem Zusammenhang also nicht nur darauf, dass der Kriegsbeschädigte im Arbeitsleben „seinen Mann stehen“ konnte<sup>23</sup>, sondern ebenso auf die Unabhängigkeit im Alltag, was Tätigkeiten wie beispielsweise Essen, Trinken, Rasieren, An- und Ausziehen oder Notdurst verrichten umfasste<sup>24</sup>. Dabei ging es aber nicht einfach nur darum, diesen Männern nicht zuzugestehen, dass sie auf Hilfe angewiesen sein könnten, sondern um gesellschaftliche Teilhabe, Selbstbewusstsein und Autorität,

<sup>22</sup> A. Hopf, Die Leistungsfähigkeit der pneumatischen Prothese für Ohnhänder, in: Verhandlungen der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft. 43. Kongreß, 14.–17.9.1955 in Hamburg, Stuttgart 1956, S. 201f., hier S. 201 (Beilagenheft der Zeitschrift Orthopädie 87).

<sup>23</sup> So Faubel, Rehabilitation, S. 432.

<sup>24</sup> Vgl. Boos, Rehabilitation, S. 78.

nicht zuletzt im Umgang mit Frauen. Bei den Schulungen zum Umgang mit der pneumatischen Prothese etwa wurde nach 14 Tagen als Höhepunkt ein geselliger Abend anberaumt und bei dieser Gelegenheit den kriegsbeschädigten Männern die Möglichkeit gegeben, ihren Frauen „fröhlich und ungezwungen“ zu demonstrieren, wie „sie sich selbst zu helfen wissen“<sup>25</sup>. Dieses Motiv korrespondierte mit den an Entwicklungsoptionen geknüpften „Verbesserungsangeboten“ durch Prothesen. So finden sich in der medizinisch-orthopädischen Fachliteratur durchaus Darstellungen von Kriegsbeschädigten, die ihren Alltag offensichtlich auch ohne Prothesen zu meistern verstanden, doch wurde die Art und Weise, wie dies geschah, beispielsweise mit Begriffen wie „bemitleidenswert“ oder „possierlich“ beschrieben<sup>26</sup>.

Der als defizitär kategorisierte Körper des Kriegsbeschädigten sollte also in einen leistungsfähigen Zustand versetzt werden, wobei Prothesen nicht ausschließlich, aber vor allem der Reintegration in den Arbeitsalltag dienen sollten. Insofern könnte man – an die Überlegungen von Sabine Kienitz zur Prothetik in der Zwischenkriegszeit anknüpfend – von einem „Prozess der symbolischen ‚Wiedervermännlichung‘ durch Prothetik und einem Sieg der Technik über die Dysfunktionalität des zerstörten männlichen Körpers“ sprechen<sup>27</sup>.

Allerdings bedarf das Diktum von der beinahe ausschließlich auf Arbeit ausgerichteten technischen Zurichtung des männlichen Körpers einer genaueren Erörterung. Zumindest was die 1960er Jahre angeht, war die Verflechtung von Männlichkeit, Arbeit und Technik deutlich komplexer, als es der Rückblick auf die Protheseneuphorie der Weimarer Jahre nahelegt. Tatsächlich verschoben sich im Zuge von Automatisierung und Rationalisierung der Produktion und eines zunehmend auf Massenkonsum ausgerichteten wohlfahrtsstaatlichen Gesellschaftsmodells die Bedeutungen im Beziehungsgeflecht von körperlicher Behinderung, Prothetik, Familienleben, Erwerbsarbeit und Freizeit<sup>28</sup>. Vor allem wandelten sich mit den sukzessiven Veränderungen

<sup>25</sup> Hopf, Leistungsfähigkeit, S. 202.

<sup>26</sup> A. Hopf/E. Reinhardt, Erfahrungsbericht über die Versorgung mit der Heidelberger pneumatischen Armprosethese 1949–1954, in: Archiv für orthopädische und Unfallchirurgie, mit besonderer Berücksichtigung der Frakturenlehre und der orthopädisch-chirurgischen Technik 48 (1956), S. 103–114, hier S. 111.

<sup>27</sup> Kienitz, Körper-Beschädigungen, S. 200.

<sup>28</sup> Vgl. Peter-Paul Bänziger, Arbeiten in der „Konsumgesellschaft“. Arbeit und Freizeit als Identitätsangebote um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, in:

in den Produktionsregimes, gekennzeichnet durch Automatisierung und elektronische Rechenanlagen, die Leistungsansprüche.

Infolge der Zerlegung der Produktion in Teilstücke und einer neuen, hochorganisierten betrieblichen Zusammenarbeit, gingen zu mindest teilweise die Anforderungen an körperliche Arbeit zurück, nicht zuletzt weil maschinelle Hilfsmittel die Arbeiten genauer und schneller verrichteten<sup>29</sup>. In den Rehabilitationsdiskursen dieser Zeit betonte man immer wieder die wachsende Nachfrage nach Fach- und Spezialarbeitern, wobei Eigenschaften wie „Zuverlässigkeit“, „Ausdauer“ und „Intelligenz“ zunehmend wichtiger als Muskelkraft erachtet wurden<sup>30</sup>. Mit dieser Entwicklung ging zugleich eine geschlechterspezifische Neukodierung der Wahrnehmung von Arbeit einher. Gegensätzliche Anforderungen – „Muskelkraft“ und „Wagemut“ bei älteren Produktionstechnologien auf der einen Seite, „Intelligenz“, „Zuverlässigkeit“ und „analytische Fähigkeiten“ bei den automatisierten Produktionsvorgängen auf der anderen – wurden männlich kodiert und auf diese Weise in beiden Fällen als technische Tätigkeitsbereiche und so als Männerdomänen legitimiert<sup>31</sup>. Doch in diesem Kodierungsvorgang spielte die Prothetik für die Remaskulinisierung eine zunehmend untergeordnete Rolle, auch weil die Erfüllung der Leistungsprofile nicht mehr zwangsläufig an die technische Restaurierung körperlicher Fertigkeiten gekoppelt war<sup>32</sup>.

## 5. Anpassung und Eigensinn

Die Anpassung und Nutzung einer Prothese war an Formen des praktischen Wissens und an kommunikative Handlungen zwischen Expertengruppen und Kriegsbeschädigten gekoppelt. Kriegsbeschädigte

Lars Bluma/Karsten Uhl (Hrsg.), Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2012, S. 107–136.

<sup>29</sup> Manfred Hofrichter, Berufliche Chancen für Behinderte, in: Die Rehabilitation 1 (1962), S. 16–19, hier S. 17.

<sup>30</sup> Werner Boll, Gibt es genügend Plätze für die Eingliederung Behinderter in Arbeit, Beruf und Gesellschaft?, in: Die Rehabilitation 5 (1966), S. 25–30.

<sup>31</sup> Zu diesem vergeschlechtlichten Kodierungsvorgang vgl. am US-amerikanischen Beispiel Judy Wajcman, Technik und Geschlecht. Die feministische Technikdebatte, Frankfurt a.M. 1994, S. 176.

<sup>32</sup> Vgl. Johann Peters, Rehabilitation als unteilbare Aufgabe. Aus der Erfahrung eines Umschulungsbetriebes, in: Die Rehabilitation 2 (1963), S. 20–25.

mussten Körperpraktiken wie Gehen, Schreiben, sich Anziehen oder Essen neu einüben. Prothesen mussten angelegt und manchmal mit Ansatzstücken versehen werden. Doch Quellen, die beispielsweise von Medizinern oder Versorgungsämtern stammen, geben meist lediglich Auskunft über Vorannahmen, nach denen sie die Kriegsbeschädigten in Zahlenreihen zusammenfassten und spezifische Erwartungen formulierten<sup>33</sup>. Sie sind in der Regel als Behandelte, aber nicht als Handelnde sichtbar. Von Problemen der Praxis oder gar von Wider-  
spenstigkeit ist hingegen kaum die Rede. Kurzum: Was in den klassischen Erfolgsnarrativen der Medizin und Technik nur sehr selten zum Vorschein kommt, ist erstens, dass Prothesen oftmals als sperrig wahrgenommen wurden, schwer zu handhaben waren und zuweilen Schmerzen hervorriefen, und zweitens, dass Orthopäden und Prothesenhersteller sich mit technischen Rekonstruktionen von Körpern beschäftigten, die mit dem Alltag der kriegsbeschädigten Männer manchmal wenig zu tun hatten.

Dennoch lassen sich einige Indizien herausschälen, die darauf hinweisen, dass die an Prothesen gekoppelten normativen Erwartungen nicht ohne Widerspruch blieben. Eine Umfrage des Reichsbunds der Kriegs- und Zivilbeschädigten, Sozialrentner und Hinterbliebenen aus dem Jahr 1957 unter Amputierten (über 90 Prozent der Befragten waren Kriegsbeschädigte) gibt einige Hinweise zur Wahrnehmung und Nutzung von Prothesen. Auf die Frage etwa, ob sie mit ihrer Beinprothese allgemein zufrieden seien, antworteten knapp 20 Prozent mit Nein. Knapp die Hälfte der Befragten befand ihre Prothese für zu schwer. Bei den Armprothesen zeichnete die Umfrage ein ähnliches Bild. 30 Prozent der befragten Personen empfanden das Gewicht ihre Prothese als zu hoch, ebenso viele gaben an, dass das „Kunstglied“ nicht richtig sitze und Beschwerden hervorrufe. 12 Prozent der Amputierten trugen ihre Prothese nie, 30 Prozent nur teilweise<sup>34</sup>.

Die Frage, die sich an dieser Stelle aufdrängt, ist die nach den Gründen, die in den Expertendiskursen ins Feld geführt wurden, wenn die

<sup>33</sup> Vgl. etwa Erich Mende, Was sagen die deutschen Amputierten zu ihren Prothesen? Ergebnis einer Repräsentativerhebung zur orthopädischen Versorgung, in: *Orthopädie-Technik* 9 (1957) H. 7, S. 161–166 (Teil 1), und H. 9, S. 216–220 (Teil 2).

<sup>34</sup> Vgl. Ana Carden-Coyne, Kriegsversehrter, in: *What Can a Body do? Praktiken und Figuren des Körpers in den Kulturwissenschaften*, hrsg. vom Netzwerk Körper, Frankfurt a.M./New York 2012, S. 157–165, hier S. 158ff.

berufliche Eingliederung nicht klappte oder die Kriegsbeschädigten ihre Prothesen nicht oder nur unzureichend zu diesem Zweck verwendeten, wenn sie also so etwas wie Eigensinn andeuteten, indem sie das Verbesserungsangebot zurückwiesen. Aufschlussreich sind in dieser Hinsicht Deutungen der Erfahrungsberichte zum Umgang mit der pneumatischen Prothese in der ersten Hälfte der 1950er Jahre. So ist über denjenigen, die ihre Prothese nicht oder nur selten trugen oder einfach Unzufriedenheit äußerten, zu lesen: „Seine Intelligenz liegt weit unter dem Durchschnitt“ oder „Bemüht sich nicht um Handhabung“<sup>35</sup>. Bei einem Befragten vermerkten die Orthopäden Hopf und Reinhardt, dass dieser seine missliche Lage einfach akzeptiert habe und das „Bemitleidenswerte“ daran schlicht nicht wahrnehme.

Neben zu niedriger Intelligenz, die dem Erlernen des richtigen Umgangs mit der Prothese im Wege stehe, und einer unterstellten infantilen Selbstgenügsamkeit wurde die Persönlichkeitsstruktur oder, anders gesagt, ein Mangel an männlichem Willen in Rechnung gestellt. Es waren geschlechterspezifische Vorstellungen von Willen und Selbstbeherrschung, die als notwendige Voraussetzungen der Rekonstruktion des als defizitär kategorisierten männlichen Körpers galten. Und wie bereits in den 1930er Jahren waren auch in den 1950er Jahren Stimmen zu vernehmen, die unter den Kriegsbeschädigten eine Gruppe von „Asozialen“ zu erkennen glaubten, welche schon aufgrund ihrer biologisch-geistigen Minderwertigkeit unfähig sei, einer Berufstätigkeit nachzugehen<sup>36</sup>. In einem Artikel mit dem Titel „Gedanken zur Psychologie des Amputierten“ war von mitleidheischenden und unnützen Männern zu lesen. In diesem Zusammenhang erörterte der Autor auch, ob Kostenermäßigungen und Bewilligung von Sondergratifikationen nicht dazu geeignet wären, in den Kriegsbeschädigten „asoziale Eigenschaften zu züchten“, um beschwichtigend entgegenzuhalten, dass man „[a]soziale Wesenszüge“ dadurch nicht hervorrufen könne, da diese ohnehin in der Person latent vorhanden seien. In dieser Perspektive wird die entwicklungsoffene und für die Rehabilitation empfängliche Infantilisierung der kriegsbeschädigten Männer mit entwicklungsresistenter „Asozialität“ konfrontiert. In diesem Falle

<sup>35</sup> Vgl. Hopf/Reinhardt, Erfahrungsbericht, Tabelle 2, S. 106–109; das Folgende nach ebenda, S. 112.

<sup>36</sup> Kurt Göcke, Das Schicksal der Armamputierten, in: Verhandlungen der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft. 25. Kongreß, 12.–14. 9. 1930 in Heidelberg, Stuttgart 1931, S. 152 (Beilagenheft der Zeitschrift Orthopädie 53).

helfe auch die beste Prothese nichts. Solche Männer – so die Schlussfolgerung des Arztes Fritz Jenny 1952 – verdienten

„keine Barmherzigkeit. [...] Als subalterne Gestalten sind sie für ihre Angehörigen mit der Zeit höchstens lästige Plagegeister und kleine Hausdespoten. [...] Leben heißt ja nicht bloß genießen und schlafen, sondern auch arbeiten und an der Arbeit müde und zufrieden werden.“<sup>37</sup>

Hier offenbart sich eine zusätzliche Facette der zeittypischen Wahrnehmung des kriegsbeschädigten Körpers als ein dysfunktional-abnömer. Im Zentrum stand nicht schlicht die Verletzung, sondern vielmehr die Zurückweisung des Verbesserungsangebots an das Selbst, das in diesem Zusammenhang vor allem die technische Restaurierung einer männlich interpretierten Funktions- und Leistungsfähigkeit sowohl in der Erwerbstätigkeit als auch im Alltag umfasste.

<sup>37</sup> Fritz Jenny, Gedanken zur Psychologie des Amputierten, in: Verhandlungen der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft, 39. Kongreß, S. 180–185, hier S. 182.